

Kirchenzeitung.

No. 21.

Donnerstag den 23. November

1848.

Gedanken über Proletariat, Presse und Kirche.

Nicht leicht wird es eine Zeit geben, so reich an den wichtigsten, entscheidendsten Ereignissen als die gegenwärtige es ist, und was das Beachtenswertheste daran ist, sie folgen sich mit solcher Schnelligkeit, daß man sie kaum nach Gebühr im ersten Momente zu erfassen im Stande ist. Es ist, als ob der Strom seinen Damm, der ihn Jahrhunderte lang in sein Beet eingengt hat, mit einem Mahle durchgebrochen und sich nun unaufhaltsam über Feld und Wiese ergossen hätte. Vieles ist eingetroffen, was man Jahre lang gewünscht, gehofft, aber auch gar Manches hat sich urplötzlich zugetragen, was der ruhige, kluge Beobachter der Zeit lange schon im Voraus befürchtet hatte, aber abzuwehren nicht im Stande war. So hat es z. B. keines Propheten Blick in die Zukunft bedurft, um mit Bestimmtheit vorauszusagen, daß der bürgerlichen Ordnung und Gesellschaft von einer Klasse Menschen, die man bisher nur zu wenig beachtete, die größte Gefahr drohe, — durch welche über kurz und lang die heiligsten Güter nicht bloß Einzelner sondern Aller insgemein, als Besitz und Eigenthum, Ruhe und Friede, Civilisation und gesellige Freiheit, in Frage gestellt werden sollten. — Diese Klasse sind die Proletarier, Menschen ohne Eigenthum, ohne liegende Habe, die auf der Hände Arbeit angewiesen sind, um mit dem täglichen Erwerbe sich und die Ihrigen zu ernähren. Der größere Verdienst lockt sie natürlich in größere Städte; — der Proletarier hat keine eigentliche Heimath, an der er mit ganzer Seele hängt, auch das Vaterland hat in der Regel für ihn nicht jenen Reiz, und kann in ihm nicht solche Sympathie erwecken, wie in der Brust des besitzenden, des gewerbetreibenden oder handelnden Bürgers. Im ruhigen Zustande ist auch der Proletarier gutmüthig; — durch Fleiß und Redlichkeit kann er sich seine Lage recht erträglich gestalten, und wenn er auch nicht die Lasten des Staates tragen zu helfen vermag, so liefert er ihm doch starke rüstige Hände, und dient ihm mit seinen Kindern, daher auch sein Name. Aber wer sollte es verkennen, welche Gefahr darin liegt, wenn die rohe Gewalt, die in der Masse des Proletariates zumahl in großen Städten ruht, gemißbraucht, wenn sie durch wilde Leidenschaften aufgeheßt, oder von fremder Selbstsucht und Ruchlosigkeit zur Durchführung ihrer Umsturzpläne in Sold genommen wird? Die Geschichte

des alten Rom zeigt zu Genüge, wie oft dem Staate von Seite der entfesselten Sklaven der Untergang drohte, und welche Anstrengung es kostete ihn zu retten. Die nämlichen Gefahren haben in neuerer Zeit ganz Europa schon lange gedroht von Seite der Proletarier, sie sind eher hereingestürzt als man ahnte; das Jahr 1848, dem eine der bedeutendsten Rollen in der Weltgeschichte zugefallen ist, war von der Vorsehung bestimmt dieselben zum Ausbruche zu bringen. Alle Hauptstädte Europas erzitterten mehr oder weniger vor diesem Sturme — die Straßen von Paris, Neapel und Berlin rötheten sich mit Blute, das im Kampfe der Proletarier gegen Bürger oder die militärische Macht vergossen worden ist. — Noch sind wenige Tage verflossen seit auch die sonst so gemüthliche, so ruhige und friedliche Kaiserstadt Wien Zeugin und der Schauplatz eines solchen wüthenden Kampfes war. Und mit welcher Erbitterung wurde er geführt! welche für jedes Menschlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl empörenden Scenen sind diesem Kampfe vorgegangen, und haben ihn begleitet! Sie füllen ein schwarzes Blatt in der Geschichte unseres Vaterlandes aus, — gebe Gott! es wäre das letzte! Mit tiefem Schmerze nur kann ihrer der Menschenfreund, mit doppelter Wehmuth muß ihrer der Christ gedenken, und stellt sich unwillkürlich die Frage, wie konnte es bis zu einem so hohen Grade von Entsittlichung kommen unter einer ganzen wenn auch mehr oder weniger verwahrlosten Klasse von Menschen — wird der Sturm der nur mit Gewalt niedergedrückt wurde, sich nimmer mehr wieder erheben, ist er auf immer erstickt, und könnte er es auf diesem Wege allein wohl werden?

Dies sind Fragen von unendlicher Wichtigkeit, von deren Entscheidung unser Wohl oder Weh abhängt, unsere Zukunft bedingt ist. Unläugbar liegt eine Hauptursache der Entsittlichung der untern Klassen, welche in jüngster Zeit auf eine so schauererregende Art an das Licht getreten ist, in ihrer religiösen Verkommenheit. Die Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Religion, die Geringschätzung ihrer Vorschriften haben sich großen Theiles auch in die untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft verpflanzt und in derselben um so verderblicher gewirkt, weil sie nicht in der feinern weltlichen Bildung einen wenn auch schwachen Damm fanden gegen die Ausbrüche ihrer Leidenschaften. Mit der Scheu vor dem Heiligsten wurde dem Proletarier der letzte Zügel abgenommen, durch den er noch zu bändigen gewesen wäre, wenn er einmal zum Bewußtsein seiner phy-

fiſchen Stärke, und in den Beſiß der Gewalt gekommen war. Lange genug wurde er auf die zu ſeinem Nachtheile ausgefallene Vertheilung der Glücksgüter, auf ſein Elend gegenüber dem Reichen, auf ſeine Niedrigkeit gegenüber den Hohen und Mächtigen dieſer Erde aufmerkſam gemacht; ſo iſt ſein Haß gegen die beſtehende Ordnung genährt, und der Entſchluß in ihm befeſtigt worden, die Ungleichheit, die ihm, außer dem Lichte des chriſtlichen Glaubens beſehen, als ſchreiende Ungerechtigkeit erſcheinen mußte, auf jedem Wege, ſei es auch durch Vernichtung aller Sittlichkeit und alles Rechtes aufzuheben. Durch dieſe Betrachtung iſt nun auch die Frage im Voraus gelöſt, ob durch bloß phyſiſche Gewalt die für den Augenblick glücklich niedergehaltenen Uebergriffe des Proletariates auf immerwährende Zeiten vereitelt werden können, oder ob die radikale Heilung dieſes Uebels zugleich einer andern Macht und welcher überlaſſen bleiben mußte.

Gewalt wird wohl durch Gewalt beſiegt, aber was auf Ideen gebaut iſt, alſo auf geiſtiger Grundlage beruht, kann eben deſhalb nur auf geiſtigem Wege ganz geändert, gebessert oder gehoben werden. So iſt es auch mit dem Proletariate der Fall. Es ſo viel möglich und für immer unſchädlich zu machen — das iſt mitunter am Ende das Werk der Kirche Gottes, und für die Jetztzeit eine ihrer erſten Aufgaben.

So wahr es iſt, daß die katholiſche Kirche der ihr von Jeſu Chriſto, ihrem göttlichen Stiſter gewordenen Sendung getreu ihre Segnungen, ihren Troſt allen Menſchen ohne Unterſchied zu bringen bemüht war und noch iſt, ſo hat ſie doch jederzeit ihre mütterliche Sorgfalt ganz beſonders Jenen ange-deihen laſſen, die derſelben am meiſten bedurften. Wer bedarf derſelben aber heut zu Tage mehr, als die Proletarier? Zwischen ihnen und der übrigen Geſellſchaft muß und will die Kirche verſöhnend auftreten, und ſie kann es auf die Dauer thun. Sie kann und will die Leidenschaften nicht bloß darniederhalten, ſondern entwurzeln und entwaffnen, die über den Anblick aller Ungleichheiten in der Welt ſich des minder begünſtigten Theiles ihrer Kinder ſo leicht bemächtigen können!

Daß es in der ſocialen Ordnung auf Erden Gegenſätze gibt, iſt unläugbar, nicht minder, daß ſie ohne chriſtliche Anſchauung ſchwer zu tragen und mit Gleichmuth hinzunehmen ſind. Am auffallendſten, und vom bloß natürlichen Standpunkte aus beſehen am drückendſten erſcheint die ungleiche Vertheilung der Güter, welche ſich durch Reichthum und Ueberfluß auf der einen Seite, und Armuth auf der andern darſtellt. Die größten Staatsweiſen haben ihr Leben daran geſetzt, dieſen und andere Gegenſätze zu vermitteln — doch ihre Bemühungen führten zu keinem bleibend günſtigen Reſultate. Der heidniſche Sklave in der älteſten Zeit, der Hörige in der neuern, der Arme zu jeder Zeit, dem es an chriſtlicher Reſignation fehlte, fühlte darum ſein Loos nicht minder hart, und wenn er ſich nicht zu helfen vermochte, ballte er wenigſtens die Fauſt in ohnmächtiger Wuth gegen ſeinen glücklicheren Bruder, oder ſeinen Be-

drücker, den wahren oder vermeintlichen, und zürnte der unbekanntten Macht, die gerade ihn in die traurige Lage verſetzte. Die nämliche Aufgabe machten, und machen ſich noch heutigen Tages viele denkende Köpfe, denen die Lehren des Communismus und Sozialismus ihren Uſprung verdanken, die allenthalben ſchon ſo traurige, mitunter blutige Früchte getragen, und deren praktiſche Durchführung eben den Fäuſten der Proletarier überlaſſen ſein ſoll — eine beweiswerthe aber — ſagen wir die Wahrheit — nur zu ſolgeredhte Phase unchriſtlicher Weltanſchauung. Da zeigt denn das Chriſtenthum, die Kirche einen höchſt weiſen Gott, ohne deſſen Wiſſen und Willen Nichts geſchieht, nicht einmal ein Haar von unſerm Haupte fällt, der die Schickſale ganzer Völker, wie einzelner Menſchen leitet, der der Herr Himmels und der Erde, deſſen Eigenthum Alles iſt. Gott, nicht blinder Zufall vertheilt nach den Planen einer höchſt weiſen Weltordnung die Güter dieſes Lebens. — Er vertraut dieſem viel, Jenem weniger an; Niemand iſt im Verhältniſſe zu Gott dem oberſten Herrn Eigenthümer ſondern nur Nutznießer und Verwalter, und eine deſto ſtrengere Rechenſchaft wartet einſt ſeiner, je mehr ihm anvertraut worden iſt. Unter Hinweisung auf die Vorſehung Gottes mahnt die katholiſche Kirche Jeden ohne Rückſicht an ſeine Pflicht — den Reichen an Mäßigkeit und Wohlthun, ſie fordert ihn auf ſeinen Bruder, dem weniger anvertraut worden iſt, im Falle der Noth willig beizustehen — aber ebenſo eindringlich ruft ſie dem Armen zu: „Sei zufrieden mit dem Loos, das dir von der gütigſten Vorſehung beſchieden wurde — erwirb dir auf ehrlichem Wege, was dir und den Deinen nöthig, und achte fremden Beſiß, an dem Dich zu vergreifen dir von Gott unter ſchwerer Sünde und einſtiger ſtrenger Ahndung verboten iſt.“ Und wenn aus der Bruſt des Proletariates noch nicht durch Verführungskünſte der alte Glaube herausgeriſſen iſt, wird er die mahnende und warnende Stimme ſeiner Kirche hören, und wenn auch nicht an die Thüre des beſitzenden Bürgers ſo doch deſto unauslöſchlicher in ſein eigenes Innere die Worte ſchreiben: „Heilig iſt das Eigenthum.“ — Auch die Kirche vermag nicht all das Elend verſchwinden zu machen, das ſo Viele drückt, aber ſie lehrt es im Hinblick auf Gott, und eine Ewigkeit, in welcher alle wirklichen und ſcheinbaren Widerſprüche dieſes Lebens beigelegt und aufgeklärt ſein ſollen, mit Geduld und in chriſtlicher Ergebung ertragen. Die Religion, die Kirche kann den Händen des Proletariates die blutige Waffe für immer entwenden, ſie kann ihm Verſöhnung, Frieden bringen, und die Welt vor neuen Schrecken bewahren. Dieß iſt dermalen ihre nächſte Miſſion, die ſie zu ihrem eigenen, und zum Frommen des Staates zu erfüllen aufrichtig bereit iſt.

Noch gibt es eine andere Macht, die in unſeren Tagen dem Staate und der Kirche Verderben bereiten will; ſie iſt um ſo gefährlicher, als ihre Waffen nicht die rohe, unbändige Gewalt, ſondern geiſtiger Natur ſind; ſie ſchleicht am liebſten im Finſteren, nur wenn ſie ſich ſicher wähnt, dann verläßt ſie ihr Verſteck, und macht ſich mit nie geahntem Troge bemerkbar. In ih-

rem Solde stehen Verdrehung des an sich Wahren, wo dieß nicht hilft, offene schamlose Lüge; sie nistet sich in harmlose Thäler ein, und wirft ihre Brandfackeln in die Hütten der Armuth, in denen aber Friede wohnte. Jeder Auktorität, sie möge heißen wie sie wolle, hat sie vorhinein den Krieg erklärt, und es sich zur Aufgabe gemacht ihre Grundlagen zu untergraben. Es ist die schlechte, zügellose Presse. So wie die freie Presse, die Recht und Wahrheit verfißt, zu den größten Wohlthaten gehört, so ist die freche Lügenpresse, die es auf den Ruin der Sittlichkeit, auf den Untergang des Heiligsten für den Menschen, der Religion, auf den Umsturz aller Ordnung abseht, das Verderben ganzer Länder und Völker. Was kann, was soll ihr nun die Kirche entgegenstellen, wenn, und wo sie sich ihren Angriffen ausgesetzt sieht? Den Ernst, die Würde, das Selbstvertrauen der Wahrheit. Sie kann und soll sich nicht zum Schweigen verurtheilt halten, wo dieses nur als Schwäche, wenn nicht gar als Verrath an der guten Sache gedeutet werden könnte — aber wenn sie sich zur Nothwehr stellt, wird ihre Sprache nicht jene des Hasses, nur der Liebe, nicht der Leidenschaft, nur der ruhigen Ueberzeugung, nicht beleidigender Ausfälle, sondern nur der Wehmuth über Ferthum und Verblendung und des aufrichtigen Wunsches sein, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möchten. Diese aber wird die Kirche verfechten, und für ihre Erhaltung eifern bis zum Ende.

So handelt die Kirche in dem Bewußtsein ihrer heil. Aufgabe — ihrer Bestimmung, und des ihr von ihrem Stifter gewährleisteten Bestandes bis zum Ende der Zeiten. Welche aber ist die Taktik ihrer Gegner? Zu wessen Vortheile fällt wohl der Vergleich aus vor den Augen des unparteiischen, vorurtheilsfreien Richters? Es fehlt nicht Gelegenheit diesen Vergleich anzustellen an der Menge verwerflicher Blätter und Bücher, die bis nun erschienen sind mit der versteckten oder offen ausgesprochenen Absicht, der Kirche, und ihrer hl. Sache zu schaden. Sie aber wird nicht ermüden zu bitten für Jene die ihr fluchen, sie wird nicht aufhören Segen zu verbreiten, wenn ihr gleich mit Verkennung, Mißachtung, mit Undank gelohnt werden sollte. Sie wünscht in Freiheit ihre hohe Mission auf Erden ungestört zu erfüllen. Früher oder später, so hofft sie, wird die Welt es erkennen, daß sie mitten in einer Zeit der Selbstsucht nicht eigennützige oder herrschsüchtige Zwecke verfolgte, daß ihr diese fremd waren, sondern daß sie jenen Frieden zu verwirklichen bemüht war, den ihr Jesus Christus hinterlassen, und den nur Er allein zu geben vermag.

Dr. J. Stepischnegg.

Ueber eine Synodale Zusammenkunft der deutschen Bischöfe.

Schluß.

3. Die Stellung der Bischöfe. Daß die Stellung der Bischöfe in Deutschland in mehrfachen Beziehungen der großen Idee, von welcher in der katholischen Kirche das Episcopat im Einzelnen und in der Gesammtheit getragen

wird, nicht angemessen war, sondern an manchen Mängeln litt, kann kaum in Abrede gestellt werden. Als eine Hauptquelle dieser Mängel muß die bisher nicht selten bestehende große Vereinzlung und fast gänzliche Diözesan-Abgeschlossenheit mancher Bischöfe bezeichnet werden. Wenn auch in den größeren deutschen Staaten die Bischöfe mit ihren Metropolitane und diese unter sich in mehr oder minder nahem Verkehre standen, so beschränkte sich doch letzterer wieder nur auf die Bischöfe desselben Staates und ging nicht über dessen Gränze hinaus. Was jenseits derselben, wenn auch Wichtiges, in der Kirche vorging, war fast als nicht bestehend anzusehen. Noch geringer aber war, soviel bekannt geworden, der Verkehr der Bischöfe unter sich in den kleineren Staaten. Wenn in diesen die Diözesen zwar ebenfalls einer Metropolitan-Provinz zugetheilt sind, so steht doch aus dem Grunde, weil der Staat nur eine Diözese zählt, der Ordinarius seiner Regierung und ihren besondern staatlichen, günstigen oder ungünstigen Anordnungen als nur Einer und allein gegenüber, und steht sich so in der Lage, die Sorge allein zu tragen und den Kampf allein zu führen, unberathen und ununterstützt von seinen Mitbischöfen. Daher ist es wohl gekommen, daß mancher Bischof, weil er sich genöthigt fand, mit besondern gebietlichen Hindernissen, die seinen Nachbarn nicht entgegenstanden, sich abzumühen, seine ganze Kraft seiner Diözese zuwenden und gegen das, was in andern vorging, sich mehr oder weniger abschloß, unberührt von dem, was dort gestritten und gelitten, verloren und errungen wurde. Die Folgen dieser Vereinzlung sind aber nicht unwichtig. Es kann nicht anders sein, als daß der vereinzelte Bischof in der Behandlung mancher wichtigen Maßnahmen von allgemeinerer Bedeutung, welche er für seine Diözese zu treffen hat, in seiner Abgeschlossenheit sich lediglich auf sich selbst und seine beratende Umgebung beschränkt sieht, und daher nicht selten die vielseitigere Einsicht ungern vermißt, welche durch gemeinsame nachbarliche Erörterung gewonnen wird, und um so größere Sicherheit und Entschiedenheit in der Beschlußnahme gewährt, weil sie eben eine gemeinsame ist. Bei dem Mangel an ämtlicher Verbindung geschieht es häufig, daß der einzelne Bischof nur zufällig aus Zeitungen und theologischen Journalen die sehr wichtigen Anordnungen kennen lernt, welche in einer Nachbar-diözese oder auch in einer entfernteren Kirchenprovinz bezüglich einer wichtigen Zeitfrage oder einer Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung sind getroffen worden, deren frühere Einsicht ihm, bei gleichen Bedürfnissen auch in seiner Diözese zu seiner eigenen Beschlußnahme sehr erwünscht gewesen wäre. Auch ergibt sich aus der Vereinzlung der Bischöfe nicht selten in der Lösung wichtiger Fragen und Behandlung allgemeinerer Angelegenheiten eine Verschiedenheit, welche besser vermieden würde. Eine solche Verschiedenheit ergab sich zum Beispiel in der Behandlung der Konge-Sekte, indem man in den einen Diözesen nicht bloß über die Häupter, sondern auch über alle ihre Anhänger zugleich mit Jenen die Excommunication aussprach, in andern diese Strafe, zwar ebenfalls gegen die Erstern sogleich, aber gegen die Letzteren nur für den

Fall, wenn sie in einer bestimmten Zeit die Sekte nicht verließen, ipso facto verhängte, wieder in andern lediglich die Prediger excommunicirte, dabei aber von ihren Anhängern gänzlich Umgang nahm, und wieder in andern, so viel verlautet hat, in dieser Sache gar keine Excommunication aussprach, — eine Verschiedenheit, welche von den Sektirern selbst bemerkt und in öffentlichen Blättern zu Angriffen gegen die katholische Kirche ausgebeutet wurde, während unbezweifelt ein gemeinsames, gleichförmiges Aussprechen und Verfahren des Episcopates der auftauchenden Sekte den empfindlichsten Schlag versetzt hätte. Eine gleiche Verschiedenheit besteht auch noch in der Behandlung der gemischten Ehen, über welche, so viel bekannt geworden, die Praxis in Deutschland noch nicht überall feststeht, indem zwar die Kinder-Erziehung in der katholischen Religion überall als Hauptbedingung der Ehe-Einssegnung festgehalten, dabei aber die damit wesentlich verbundenen Fragen: ob auch, bei erfüllter Hauptbedingung, noch eine Dispensation zur Eingehung einer gemischten Ehe, und von wem, erteilt werden müsse, — ob der katholische Brauttheil sich von einem protestantischen Geistlichen, ohne sich einer *communicatio in sacris* schuldig zu machen und ohne Gewissensverletzung dürfe copuliren lassen, — ob der katholische Pfarrer, wenn die protestantische Copulation vorausgehend Statt gefunden, nochmals die Brautleute copuliren könne und dürfe u. s. w. nicht überall gleichmäßig beantwortet werden und die darauf bezügliche Behandlung keine gleichförmige ist. Diese und ähnliche Verschiedenheiten, — deren noch andere, z. B. die Ungleichheit der Fastendispenzen, bemerkt werden könnten — haben wohl nur in der Vereinzelung der Bischöfe ihren Grund, und wie es zu wünschen ist, daß sie durch gemeinsame Verfahrensweise beseitigt und vermieden würden, so ist es auch nöthig, die Quelle, aus der sie größtentheils entspringen, zu heben.

Außerdem hat die Vereinzelung der Bischöfe auch noch die schlimme Folge, daß der alleinstehende Ordinarius eine geringere Kraft besitzt, den allenfalls in seiner Diözese auftauchenden Neuerungs- und Umsturzgelüsten mit Erfolg entgegenzutreten, als wenn er mit dem Gesamtepiscopate in enger Verbindung hiezu erstarkt ist. Es ist kaum zu bezweifeln, daß es in der einen oder andern Diözese den Anstrengungen ihres eifrigen Oberhirten schon lange gelungen wäre, die anarchischen Grundsätze der geistlichen Neologen und das freche Treiben der Wähler gründlich und nachhaltig niederzudrücken, wenn ihm die Berathung und Billigung des Episcopats in seinem größern Theile oder in seiner Gesamtheit zur Seite gestanden hätte. Schon die Kenntniß allein, daß der Ordinarius in seinen Anordnungen nicht vereinzelt steht, sondern auch sich des Einverständnisses seiner Mitbischöfe erfreut, ist geeignet, die Neuerungen im Entstehen zu ersticken und die Pläne der Wähler zu vereiteln. Dieses Einverständnis in Zukunft möglichst zu erzielen und die Vereinzelung möglichst zu beseitigen, wäre eine Synodale Zusammenkunft der deutschen Bischöfe das sichere Mittel. Wei-

der dadurch wieder angeknüpften nähern Verbindung könnten dann nicht bloß die bisher bestehenden Verschiedenheiten zu allgemeinen Vorschriften gemeinsam ausgeglichen, sondern auch die Mittel und Wege festgestellt werden, wie fortan ein möglichst enger Verkehr aller Bischöfe unter sich, etwa durch amtliche Mittheilung der wichtigern Verordnungen, der Hirtenbriefe u. s. w., immer mehr könnte angebahnt und unterhalten werden.

Zugleich dürfte auch die Stellung der Bischöfe zum apostolischen Stuhle noch einen besondern Beweggrund zu einer Synodalen Zusammenkunft derselben abgeben. Man weiß, wie gerade in unsern Tagen der Römische Stuhl die Zielscheibe neuer Angriffe geworden ist. Man gebraucht dabei die alten Waffen, nur mit neuem Griffe. Was man ehemals Papistisch, später Römlich nannte, heißt jetzt Ultramontan, und ultramontan heißt Alles was katholisch ist. In allen Tagesblättern verkündet man, daß für die Freiheit kein Heil sei, so lange ein ausländischer Herrscher die Gewissen knechte, und von der Tribüne predigt man, daß jetzt die Zeit gekommen, den Verband mit dem verhassten Rom zu sprengen. Hierdurch ist aber eben der katholischen Kirche in Deutschland eine Aufforderung gegeben, ihre Verbindung mit dem Apostolischen Stuhle neuerdings in einer möglichst offenen und großartigen Weise zu dokumentiren. Abgesehen auch davon, daß in der jetzigen Zeit mehr als je dem vorausblickenden Geiste sich die Gewisheit aufdrängt, daß nur Rom es ist, welches allein noch durch treue Bewahrung des Christenglaubens die künftige Staatsgesellschaft von der pantheistischen Auflösung bewahren und zum zweiten Male die Welt von der hereinbrechenden Barberei des modernen Heidenthums retten kann; so ist auch das katholische Bewußtsein lebhafter als je vordem, daß die katholische Kirche in Deutschland, wie überall, wenn sie von ihrem Mittelpunkte zu Rom, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen, gelöst ist, dem sichern Untergange naturnothwendig entgegengeht. Sie steht und fällt, einzig nur in ihrer Verbindung mit Rom. Diesem Bewußtsein, den erneuerten Angriffen gegenüber, Worte zu geben und die feste und unlösliche Verbindung der katholischen Kirche in Deutschland und ihres Episcopates mit dem Römischen Stuhle in einer angemessenen Weise feierlich zu erklären, wird eine würdige Aufgabe Synodaler Thätigkeit sein, welche den tiefsten Eindruck, zur Abweisung der Feinde und zur Befestigung der Katholiken, hervorzubringen nicht verfehlen wird. Auch wird dabei die Zweckmäßigkeit erkannt werden, diese Verbindung mit Rom nur noch inniger und lebendiger zu machen. In diesem Gesichtspunkte wird man auf Mittel denken, wie die deutschen Bischöfe, welche bisher oft nur in geringerer und vereinzelter Berührung mit Rom stehen, in lebendigeren und gemeinsameren Verkehr mit dem Apostolischen Stuhle gebracht werden könnten, was vielleicht durch eine gemeinsame Vertretung der Interessen, sowohl der einzelnen Diözesen, als der deutschen Gesamtkirche vermittelt eigens in Rom aufgestellter Repräsentanten, welche mit den deutschen Zuständen durchaus vertraut sind, statt

der bisherigen einzelnen, mit Deutschland ganz unbekanntem Römischen Agenten zu erzielen wäre.

Auch dürfte vielleicht zu überlegen sein, ob es nicht erwünscht wäre, bei der Synodalen Zusammenkunft den Umständen zu besprechen, daß die vom Apostolischen Stuhle den Bischöfen erteilten Quinquennial- und andern Facultäten nicht überall in Deutschland gleich sind, und eben so daß für die verschiedenen Diözesen die Ertheilung Römischer Ehedispensen nicht überall nach gleichen Normen geschieht, wodurch hier und da für die Schwachen Anstoß entsteht, so daß es vielleicht sachgemäß wäre, hierin eine durchgängige Gleichheit vom Apostolischen Stuhle zu erbitten, um auch hierin das Band der Einheit in der Allgemeinheit mit dem Römischen Stuhle und den Diözesen gleichmäßig darzustellen. — Endlich müßte, wie es kaum der Erwähnung bedarf, die ganze in Rede stehende Angelegenheit zur Kenntniß des Apostolischen Stuhles gebracht, und nicht bloß von der bevorstehenden Synodalen Zusammenkunft der Bischöfe dem heil. Vater Anzeige gemacht, sondern auch alle von ihr etwa gefaßten Beschlüsse und Anordnungen ihm zur Genehmigung vorgelegt werden. Durch diese Genehmigung von Seite des heil. Stuhles aber würde der kirchlichen Gemeinschaft des deutschen Episcopates mit dem Apostolischen Oberhaupte ein neues Siegel aufgedrückt werden, welches einerseits der deutschen Nationalkirche mit ihrer wiedergewonnenen Einheit sowohl ihre alte Stellung und Würde, als der Ersten unter den Töchtern Roms, wie auch ihren alten Glanz zurückzugeben, und andererseits den Nichtkatholiken Achtung einzufößen und die Katholiken zu erneuerter Anhänglichkeit und Treue gegen sie anzuregen, als ein so unzweifelhaftes, wie großartiges Mittel anerkannt werden muß.

Die doppelte Souveränität im Menschen.

2.

Wir haben im Menschen eine doppelte Selbstmacht gefunden, nämlich des Geistes und der Natur, weil er ein Vereinswesen von beiden ist. Wollte man diese Einheit durch Beispiele aus der sinnlichen Welt erklären, so wird sich das alte Sprichwort, daß jedes Gleichniß einen langen und einen kurzen Fuß hat, und darum hinkt, auch hier wieder geltend machen. Der Ausdruck Composition kann eigentlich, wie auch Göthe bemerkt hat, nur von den einzelnen Theilen einer stückweise gemachten Maschine gebraucht werden, die dann erst durch ihre Zusammensetzung in ein Ganzes sich fügen. Dieser Ausdruck paßt daher eben so wenig auf ein Lied, eine Symphonie, oder ein anders Werk der Tonkunst, das von Einem lebendigen oder künstlerischen Gedanken befeelt wird, als auf irgend ein vereinzelt lebendes oder organisches Naturwesen, wo die Wirksamkeit aller Theile nur im Ganzen und für dasselbe, und des Ganzen in allen Theilen vorhanden ist. Wie sollte man nun erst dieses Wort Zusammensetzung auf das Doppelwesen im Menschen anwenden können, wo ein erschaffener Geist

und ein befeelter Leib zu einer noch höheren organischen Wechselwirkung vereinigt sind? Darum können auch andere Vergleichen hier nicht passen. In der Rechenkunst z. B. redet man von einem Produkt, das aus zwei Faktoren hervorgeht, und ein drittes von diesen beiden ist, wie etwa die Faktoren 3 und 4 in die Zwölfszahl ein- und aufgehen; in der Chemie entsteht aus dem Ineinandermirken zweier gegensätzlicher Stoffe ein drittes, z. B. aus Chlor und Soda das Kochsalz. Allein solche Faktoren und Stoffe stehen auf dem gemeinschaftlichen Boden der Natur, und ihre Vereinigung ist eben wieder ein Naturprodukt, wie alle die unzähligen Gebilde, die in Folge der Wechselwirkung zwischen Sonne und Planeten (solaren und tellurischen Kräften) nach ursprünglichem Schöpferwort (Genes. 1, 20. 24) von Wasser und Erde hervorgebracht werden.

Die beiden Faktoren hingegen, die das Schöpferwort zu jenem wundersamen Dritten vereinigt hat, welches der Mensch genannt wird, sind, wie wir schon gesehen haben, ihrem Wesen nach gänzlich verschieden; es sind die höchsten und allgemeinsten Gegensätze in der erschaffenen Welt, die in ihm zur harmonischen Einigung zusammen treten. Sie können daher auch nicht dergestalt in einander aufgehen, daß sie in dem Neuen und Dritten ihre frühere Beschaffenheit verlieren und verschwinden, wie das z. B. bei Neutralsalzen geschieht, in welchen weder die Säure noch das Alkalische mehr zum Vorschein kommt. Jeder der beiden lebendigen Faktoren: der befeelte Naturleib, wie der geschaffene Geist, behält und bewahrt vielmehr sein Wesen, und das ihm eigenthümliche Gesetz des Lebens und der Entwicklung, da die Natur niemals in den Geist, und der Geist nie in die Natur sich umwandeln kann. Und dieß eben ist die Ursache, daß dem Menschen, als einem Doppelwesen, auch eine zweifache Selbstmacht innewohnt: jene des Geistes, die im Selbstbewußtsein und in der freien Selbstbestimmung ruht, und jene der Natur, welche nach den Gesetzen des organischen oder seelischen Einzel Lebens und des Gattungslbens sich wirksam zeigt; so daß der einzelne Mensch nicht bloß ein persönliches Wesen für sich, Person oder ein Geist, sondern auch Glied eines Naturganzen, Individuum seiner Gattung ist.

In der Würde und dem sittlichen Gesetze des Geistes also im Willen seines Schöpfers liegt es, daß die Selbstmacht des Geistes als die vorwaltende sich bewähren, und jene der Natur in die Zwecke des Geistes eingehen, und ihm sich unterordnen soll. In der wirklichen Welt ist aus Ursachen, die später zur Sprache kommen, diese Ordnung, die eine Aufgabe der freien Selbstvollendung des ersten Menschen war, nirgends vorhanden. Je nach den verschiedenen Stufen der geistigen und der sittlichen Bildung macht sich bei den Völkern eine der beiden Mächte auf Kosten der andern geltend. In den alten Naturreligionen hat die träumerische bilderreiche Welt des Naturlebens die Oberhand über den geistigen Gedanken und den sittlichen Willen; erst bei Persern und Griechen hob sich dieser letztere aus der Traumwelt empor, um für das Christenthum ein empfäng-

licher Boden zu werden. So hat auch im politischen Gebiete zuerst die Souveränität der Natur sich zur vorwaltenden erhoben. Ihre schönste, menschliche, unter dem Einflusse des sittlichen Geistes stehende Form: die patriarchalische, als Herrschaft des Familienhauptes, konnte nur so lange nachhalten, als die Familien nicht in ganze Völkerschaften aus einander gegangen. Aber früher schon führten herrliche Gelüste und titanischer Muth manchen Nimrod dahin, gleich dem Löwen und Rhinoceros, die er auf seinen Jagdzügen getödtet, durch physische Gewalt, durch die Uebermacht der Waffen oder das brutale Recht des Stärkern zu herrschen, und auf den Nacken der Ueberwundenen den Fuß zu setzen, ohne alle Rücksicht auf ihre persönlichen Rechte. Diese rohste Darstellung der Selbstmacht, die von der Natur geübt werden kann, ist die Physiokratie. Man könnte ihr die Phrasokratie entgegen setzen, als die Macht der Rede, welche die Völker von der geistigen Seite zu beherrschen, hinzureißen, oder bei irgend einem bequemen erfassbaren Haltspunkt herumzuführen strebt. Man bezeichnet als das dazu geeignete Organ die Nase, weil diese bei vielen Thieren als der wichtigste Sinn, der Sinn der Bitterung, die Schärfe des thierischen Beobachtens und Beurtheilens vermittelt (daher die sprichwörtliche Bedeutung der feinen Nase); und weil es den Phrasokraten eben darauf ankommt, diesen Sinn zu verschließen und zu unterdrücken, oder das selbstständige Urtheil zu hemmen. Es ist daher ein wahres Glück zu nennen, daß es an wortgewaltigen Männern wie Demosthenes und — Kossuth eben so wenig Ueberfluß in der Welt gibt, wie an den Völkerbezwingern aus Macedonien und Corsika.

In der neuern Zeit strebt eine gewisse Bildungsstufe in ihrer Einseitigkeit darnach, mit Hintansetzung der Selbstmacht der Natur, die des Geistes zur Geltung zu bringen. Lange genug hat man nicht bloß dem Monarchen, sondern der Staatsgewalt überhaupt, das Recht über Leben und Tod, so wie das Begnadigungsrecht streitig gemacht. Diejenigen, welche dieses Recht läugnen, und die Todesstrafe als eine gänzlich unstatthafte verwerfen, die mit dem höher entwickelten Bewußtsein der Menschheit (dem Zeitgeiste) nicht mehr verträglich sei, lassen zu dieser Ansicht eben nur von der Selbstmacht des Geistes sich bestimmen, der allerdings, in seiner Unabhängigkeit von den Naturgesetzen, sich als Immerlebendigen, als Unsterblichen weiß, und daher auch nichts von Sterben wissen will noch kann. Denn was einmal im Sein und Leben in und für sich besteht, kann nimmer zu sein aufhören oder vernichtet werden. Das Thier stirbt, nicht aber die Natur als die Substanz oder das Lebensprinzip, welches in diesem Thiere als vereinzelt Gebilde sich dargestellt, und welches im Untergange dieses letztern nur die Formen und Erscheinungen wechselt. Der Geist stirbt nicht, weil er ebenfalls eine Substanz, und im Gegensatz zum thierischen Einzelwesen, (das nur ein Theilganzes der Natur, eine Bruchform einer größern Einheit darstellt) eine Monade ist und heißt, in welcher keine andere Veränderung vorgehen kann, als in den Zuständen

der Erkenntniß und des entsprechenden Bekenntnisses in Wort und That, und dieß sowohl im Verkehre mit der Welt als mit Gott.

Wenn es nun dennoch wahr bleiben, und als wahr erwiesen werden soll, daß der richterlichen Staatsgewalt das Recht über Leben und Tod, und dem Träger derselben, dem Fürsten, das Begnadigungsrecht zustehet: auf welchem Wege ist dieser Beweis zu ermitteln? Jene Ultra's, die des Guten zu viel thun, und denen die einseitigste Ueberspannung einer Wahrheit oft noch zu schlaff und lax erscheint, haben das eben genannte Majestätsrecht als eine ganz natürliche Folgerung aus dem göttlichen Rechte abgeleitet, das den Monarchen in ihrer Stellvertretung Gottes zukomme; indem die Macht, die Gott als Herr über Tod und Leben übt, auch denjenigen verliehen sei, die seine Stelle auf Erden vertreten. Darum war es wohl in der Ordnung, wenn die Reaction, die damals von den Männern der Linken ausging, sowohl jene schroffe Behauptung als den Folgesatz derselben bestritt; während es dennoch keineswegs in der Ordnung war, jenes Recht schlechthin zu läugnen. Denn schon ein oberflächlicher Blick auf die Thierwelt lehrt, daß hier ein Gesetz walte, nach welchem solche Individuen, die das Gedeihen der Gesamtheit hindern oder bedrohen, dem Tode verfallen sind. Abgesehen davon, daß überall, wo die Pflanzen fressenden Thiere, zumal die Wiederkäuer, in ungeheurer Weise sich vermehren, auch Fleischfresser oder Raubthiere sich einfänden, die als exekutive Gewalt diese Zahl beschränken, und daß die Vögel an den Insekten ein Gleiches thun; so kommen solche Hinrichtungen auch unter Thieren der nämlichen Gattung vor, das Vorstenvieh verzehrt die unzähligen Jungen, die es nicht säugen kann; und die Störche halten sogar, wie bekannt, in jedem Herbst ein Behmgericht über solche aus ihrer Mitte, die sich irgendwie als schlechte Subjekte benommen haben. Das Recht über Leben und Tod hat demnach seine Begründung in der Souveränität der Natur; es ist der Staatsgewalt, der Autorität des Volkes und dem Träger derselben als Recht und Pflicht geziemend, diejenigen aus der Gesellschaft auszustoßen, die durch irgend einen Frevel die Wohlfahrt und das Fortbestehen des Gemeinwesens in hohem Grade gefährden; und dieses Recht, obwohl im Naturboden des Volkslebens wurzelnd, kann dennoch ein göttliches genannt werden, weil die Naturverhältnisse der Menschenwelt eben so gewiß von Gott gesetzt sind, als die Gesetze des Geistes.

Wenn jedoch der Menscheng Geist ausschließend nur Sich in seiner Willensfreiheit als eine Macht gelten läßt, ohne auf jene andere der Natur in und neben ihm Rücksicht zu nehmen, dann gelangt er freilich zu der einseitigen Meinung, auf welche erst kürzlich ein bekannter Volksvertreter in den schmerzhaften Worten angespielt hat: „daß wir eigentlich Alle als kleine Souveräne auf die Welt gekommen sind*“). Er wird dann im geschöpflichen Dasein von keiner

*) Herr von Vincke in der deutschen Reichsversammlung zu Frankfurt am 25. Juni.

andern Majestät wissen wollen, als von der, die ihm selbst oder Seinesgleichen eigen ist; und wenn es dennoch, außer ihm, noch eine andere gibt oder geben soll, muß dieselbe doch nur das Werk von ihm und von Seinesgleichen sein. Dies muß aber in solcher Weise zu Stande kommen, daß keiner Seinesgleichen davon ausgenommen sein darf, da ja jeder menschliche Geist dasselbe und gleiche Recht besitzt. Die Mehrzahl oder Majorität der Stimmen, d. h. der gesetzbestimmenden Geister, kann hier gegen das Majestätsrecht jedes Einzelnen nichts entscheiden; denn wie soll z. B. Einer unter Tausend bloß deswegen verpflichtet sein, dreimal drei nicht für Neun zu erklären, weil etwa 999 Stimmen sich dafür ausgesprochen haben, dreimal drei sei zehn? Da der einzelne Geist in seiner Selbstmacht nun eben das will, was er und weil er es will, so kann die Feststellung eines souveränen Willens vieler Geister nicht auf der absoluten Mehrzahl, sondern nur auf der Vollzahl der Stimmen, auf der absoluten Einstimmigkeit (Unanimität) sich gründen. Darum haben manche Republikaner schon vor der ersten französischen Revolution an der altpolnischen Verfassung es gerühmt, sie sei deshalb als das Urbild jeder vernunftgemäßen Staatsverfassung anzusehen, weil jedem Mitgliede der Reichsversammlung das absolute Veto zustand! Und doch, oder vielmehr eben deswegen, ist kaum etwas, um ein Bild der Anarchie zu liefern, so sprichwörtlich geworden, als „der polnische Reichstag!“

Wenn also, nach dem bisher Erwogenen, die Majorität in der Verfassung reiner Geister offenbar ein Unrecht, ein Nefas ist, wie macht sie dennoch in der Menschenwelt sich geltend? Davon in einer weitem Entwicklung dieser Frage.*)

A. G.

Noch ein Wort gegen die Bestürmer des Cölibates.

Keine Anstalt der katholischen Kirche wird in unseren Tagen von allen Seiten so bestürmt als die Ehelosigkeit des katholischen Clerus. Ein Zeichen, daß die Stimmführer dieser Parthei, nur zu sehr Fleisch geworden, auch nach der Weisheit des Fleisches denken, schreiben und meistens auch wandeln. Dieses Anstürmen ist aber auch ein deutlicher Beweis, daß eben diese Anstalt eine Hauptstütze des Katholizismus sei. — Der Cölibat ist von den ersten Jahrhunderten des Christenthums an als eine apostolische Anstalt von der Kirche angenommen, hochgeehrt, empfohlen und vorgeschrieben worden. Wer sollte die Apostel, die Väter der Kirche, so viele durch Gelehrsamkeit und Heiligkeit ausgezeichnete Bischöfe und Priester, die den Cölibat einstimmig hochschätzten, in demselben lebten, wirkten und die Verleger dieser Vorschrift für höchst strafwürdig hielten, durch die Anfeindung lästern? — Ohne Cölibat, d. i. mit Weibern und Kindern, mit Nahrungs- und Erziehungsorgen belastet, hätten die Apostel nicht hin-

gehen können den Völkern das Evangelium zu predigen, und ihre Lehre mit dem Blute zu besiegeln. Ohne Cölibat hätte England keinen Augustin, Irland keinen Patrik; Deutschland keinen Bonifaz, die slovenischen Völker keinen Cyril und Method, Indien und Japan keinen Franz Xaviers gesehen. Ohne den kirchlichen Cölibat hätte sich kein Johann von Gott der Krankenpflege, kein Johannes von Matha der Erlösung armer Gefangenen aus der Sklaverei der Ungläubigen, hätten sich nicht Tausende hochherziger Jungfrauen, barmherziger Schwestern den größten Gefahren in Linderung des menschlichen Elendes hingeopfert. Wer ist im Stande uns das Gegentheil zu beweisen?! — Fraget ihr dreisten Fleischnechte einen hl. Karl von Boromä, einen liebenswürdigen Bischof von Genf, den hl. Franz von Sales, den Tröster aller Leidenden den hl. Vinzenz von Paula, den eben so gelehrten, frommen als demüthigen Bischof Genelon, ob alle diese im Cölibate ein Hinderniß in der Ausübung ihres erhabenen Amtes gefunden, ob die Bekämpfung der Fleischeslüste ihren Geist zur Erde niedergedrückt, oder zum Himmel empor gehoben habe? — Man frage diese wahrhaft großen Männer, ob sie je den leisesten Wunsch in sich gefühlt ein Eheweib an ihrer Seite zu haben, Leibeskinder um sich zu sehen? ob sie geglaubt, diese großen Freunde der Menschheit, sich in diesem Falle ungehinderter ihrem heiligen Berufe widmen, unschuldigere Hände zum Himmel falten, Kranke und Elende inniger trösten, den Armen reichlichere Almosen spenden zu können? Sie werden uns antworten: Unsere Bräute und Frauen waren uns unsere Kirchen, unsere Kinder die Pfarrgenossen, unsere Familie die Gläubigen. Für diese sorgten wir nicht nur im Leben durch Wohlthun, sondern wo möglich auch nach dem Tode durch milde Stiftungen.

Als schon vor einigen Jahren in Deutschland Petitionen zur Aufhebung des Cölibats gemacht wurden, erklärte die kirchliche Regierung von Würtemberg im Jahre 1831, daß diesen Umtrieben ein Ende zu machen sei, weil durch dieselben Unruhmigungen katholischer Gemeinden zu befürchten wären, indem sich das Volk gegen solche Stimmführer erhob. Der Stadtrath zu Niedlingen und sämtliche Vorsteher der 60 katholischen Ortschaften dieses Oberamtes wendeten sich an Se. Majestät ihren König mit der ehrfurchtsvollen Bitte, diesem Unwesen gegen den Cölibat ein Ende zu setzen, und erklärten offen, daß sie keinen jener Geistlichen, die sich auf diese Weise von der Kirche trennen würden, ferner mehr anerkennen, noch ihren Verrichtungen beiwohnen würden.

Allein der thierische Mensch, mit einem durch die Dünste der aufgeregten Sinnlichkeit verdunkelten Verstande fasset nicht, was des Geistes Gottes ist; es ist ihm Thorheit und er kann es nicht begreifen, (1. Cor. 2, 14.), was doch die Wilden in den Urwäldern Amerikas mit ihrem unverdorbenen, natürlichen Hausverstande einsehen und laut aussprechen.

Ein Indianer Häuptling gab dem eifrigen Bischofe von Charlestown, der bei 24 Jahre unter den Wilden segensreich

*) Dieser Artikel, sowie der unter gleicher Ueberschrift in Nro. 18 der Laibacher Kirchenzeitung vorkommende ist dem »Aufwärts« entlehnt.

wirkte, folgende Ursache an, warum die Indianer protestantische Prediger zurückweisen und den katholischen Missionären Gehör und Vertrauen schenken. „Unsere Väter, sagte er, hatten Männer mit schwarzen Köcken zu Führern. Diese hatten weder Weib noch Kinder und ergaben sich ganz dem Gebete und dem Dienste der Rothhäute. Ufen diese Männer, so waren sie satt, denn sie hatten nur einen Mund. Und starb einer, so brauchte er gar nichts mehr. Alles was er brauchte, hatte er im Himmel und wie wir ihn begruben, so hatten wir nur für seinen Geist zu beten. Die Andern aber (Protestanten) geben uns Männer zu Häuptern des Gebetes wie wir selbst. Diese Männer haben Weiber und lieben sie; sie haben Kinder und lieben sie. Die Weiber und Kinder haben viele Mäuler und viele Rücken; und die Kinder werden immer feister, und der arme Mann des Gebetes hat große Furcht, weil er liebt. Er fürchtet daß diese Mäuler nicht alle sich füllen, und daß diese Rücken nicht alle sich kleiden werden. Er fürchtet sehr zu sterben, weil dann die, welche er liebt, hungern müßten, wenn nicht wir sie ernähren. Darum, so lange er lebt, sorgt er für Weib und Kinder; und thut er dieß, so sagt er zu der Rothhaut: „Ich thue meine Schuldigkeit.“ Die Rothhaut aber geht weg und denkt, was der Vater gesagt hat, daß der Schwarzrock ein Mann war nicht wie unser Einer, und daß er die Rothhaut sehr liebte, weil er einzig den großen Geist und sein Volk zu lieben hatte, kein Weib und keine Kinder, und ein einziges Maul und einen einzigen Rücken hatte. Starb er dann, so war dieser Mund geschlossen, der Rücken kalt, und er fürchtete nicht, wenn es zum Sterben kam, sondern blickte nur auf die rothe Haut, die er liebte. So schön erklärt der Sohn der Wildniß die Worte des Apostels: „Wer kein Weib hat, sorgt nur für das, was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge. Wer aber ein Weib hat, sorgt für das, was der Welt ist, wie er dem Weibe gefallen möge, und ist getheilt.“ 1. Cor. 7, 32 — 34.

Der Aufmerksame.

Römisch-Deutsch- und Böhmischkatholisches!!!

Gratz, den 13. November. — Es ist ein gemeines aber wahres Sprichwort: „Wo dem lieben Herrgott eine Kirche gebaut wird, dort baut der Teufel gegenüber ein Wirthshaus.“ Dieß sehen wir hier abermals erfüllt. Mit Anfang dieses Monats traten zwei Frauenvereine zur Unterstützung der Armen und Leidenden in Wirksamkeit, ein römisch-katholischer (von welchem nächstens ein Mehreres berichtet werden wird) und ein Deutschkatholischer. Der letztere kündigte sich unlängst in der Gräzer Zeitung auf so gemüthlich unschuldige Weise an, daß jedes zarte Frauenherz auf das erste Wort der süßen Einladung sich natur- und notwendig gefangen geben muß, wenn ihm nicht der gesunde Verstand die Gefahr für den wahren Glauben zeigt, die hier verborgen liegt. Die deutschkatholischen Werberinnen machen die höflichste Anzeige, daß „zur Förderung der religiösen Reformation, d. h. der Humanität über-

haupt im Geiste unserer Zeit, zunächst aus der Mitte der neu begründeten freien christlichen Gemeinde (der Kongeaner) dahier, zugleich aber auch aus Frauen und Jungfrauen jeder Confession ein Verein sich gebildet habe, welcher seinen Zweck durch Unterstützung armer Schulkinder der Gemeinde (also der Kongeaner), durch Unterstützung und Besuch Armer und Kranker überhaupt (also auch römischer Katholiken), durch Unterweisung von Mädchen in weiblichen Arbeiten (was für Mädchen, folgt weiter unten; man muß ja nicht alles gleich heraus sagen) u. zu erreichen sucht. Mit der Anzeige dieses unsers Bestehens und der freundlichen Einladung aller unserer Schwestern (jeder Confession? Gewiß!), sich durch eigene Einsicht unserer Statuten von der Reinheit unsers Zweckes zu überzeugen, und sich, falls sie mit uns übereinstimmen (Ehre der Freiheit!) dem Vereine anzuschließen, verbinden wir zugleich die Aufforderung, daß alle schulfähigen, oder der Schule schon entlassenen Mädchen, welche, ohne Unterschied der Confession (wie human!), die Unterweisung in weiblichen Arbeiten benützen wollen, in der Kanzlei der Gemeinde... sich melden möchten. Dort, so wie in der Buchhandlung des Ed. Ludwig, sind auch für 1 kr. C. M. unsere Statuten zu haben.“ — Genug! Wozu noch die Einsicht der Statuten, da schon die Ankündigung so inhaltschwer und doch so klar ist? Es zeigt sich nun, wie gefährlich bei all seiner Gehaltlosigkeit der Kongeanismus ist, besonders da die Vorträge seiner Herolde eine so auffallend politische und kommunistische Färbung haben. Was ich früher bemerkt habe, daß der sogenannte deutschkatholische Verein viel mehr politischer als religiöser Natur sei, ist jetzt durch ein gewiß unverdächtigtes Zeugniß bestätigt, welches ein berühmter Fahnenträger Ronge's, der Apostat Dowiat, in den Berliner Blättern unlängst abgelegt. Derselbe sagt: Ich ersuche die Zeitungen, bei Nennung meines Namens das Prädicat: „Deutschkatholischer Prediger“ wegzulassen. Ich habe die religiöse Bewegung stets nur als Mittel zu social-politischer Agitation betrachtet. Jetzt ist die Maske und folglich die ganze religiöse Bewegung unnöthig; ich habe nicht das Geringste mehr mit derselben zu thun. Stadtvogtei. Dowiat.“ (Siehe U. P. 3. Nr. 298.)

Aus Prag vernimmt man von zuverlässiger Hand, daß auch dort ein unglücklicher Priester Namens Kodym, der vor Jahren Kirche und Vaterland verlassen hatte, aber leicht vermisst und schnell vergessen war, plötzlich erschien, um Versuche zur Gründung der sogenannten freien christlichen Kirche zu machen. Als er bemerkte, daß das slavische Element deutschen Bestrebungen eben nicht günstig sei, fand er sich bereit, eine Uebersetzung von Deutschkatholisch in Böhmischkatholisch zu veranstalten. Uebrigens beschränkte sich Kodym's Aufklärungsversuch so ziemlich darauf, daß er seine Zigarre öffentlich rauchte. Ist dieß der Weihrauch des neuen Cultus der Freiheit? Man sieht, die Sache fängt schon mit Gestank an; wie wird sie enden? Die distinctiven Insignien der neuen Apostel sind ganz weltliche Stutzerkleidung, Hocksbart und Zigarre. Bei solchen Erfahrungen, sollte man da nicht à la Mailänder den Zigarren todtfeind werden, besonders im Munde der Diener der Kirche? —

Kirchliche Notiz.

Der berühmte Abbate Rosmini — Serbati, General der von ihm gegründeten Brüder der Liebe (fratelli della carità) und einer der größten Philosophen Italiens, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, die sich in vielen literarischen Werken beurkundet hat, soll nächstens mit dem Purpur bekleidet werden, desgleichen Monsign. Fornari, apostolischer Nuntius zu Paris.